

Meurois-Givaudan – Essener Erinnerungen

KAILASH

Anne und Daniel Meurois-Givaudan

ESSENER ERINNERUNGEN

Die spirituellen
Lehren Jesu

KAILASH

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
De Mémoire d'Essénien bei Editions Arista, Paris 1984.

*Wir widmen dieses Buch allen Essenern von heute,
von hier und von anderswo,
euch allen, Familien und Freunden,
die ihr uns, jeder auf seine Art,
so gut zu begleiten wusstet.*

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Anne und Daniel Meurois-Givaudan, 1984
© der deutschsprachigen Ausgabe Heinrich-Hugendubel-Verlag,
Kreuzlingen/München 1987
Alle Rechte vorbehalten

Aus dem Französischem von Rita Hörner und Rudolf Pohl
Umschlaggestaltung: Weiss / Zemsch / Partner:
WerkstattMünchen
Produktion: Inga Tomalla
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2007

ISBN: 978-3-7205-6008-5

Inhalt

Einführung	7
------------	---

Buch I

I. Zerah	11
II. Das Purimfest	18
III. Die Abreise	25
IV. Der Karmel	36
V. Worte von gestern und morgen	45
VI. Die Aura	58
VII. Die sanfte Stimme	76
VIII. Der alte Jacob	84
IX. Das Labyrinth	94
X. Jerusalem	110
XI. Die stehenden Steine	120
XII. Bei den Zeloten	137
XIII. Die Wolke des Friedens	145
XIV. Im Land der roten Erde	152
XV. Zu Füßen des stillen Wächters	162

Buch II

I. Die Taufe	171
II. Die siebzehn Jahre	181
III. Wo sind unsere wahren Waffen	190
IV. Nahrung und Tabernakel	201
V. Der Baum mit den sieben Wurzeln	211
VI. Unterwegs nach Jericho	219
VII. Die Hundertzwanzig	231
VIII. Unter der Sonne von Magdala	240
IX. Der Weg der Verwandlung	250
X. Und sie bauten ihm einen Thron aus Stein...	259
XI. Die Nacht von Gethsemane	267

XII. Die Brüder aus Heliopolis	278
XIII. Golgatha	290
XIV. Das Mysterium	303
XV. Wiedersehn	310

Buch III

I. Die Zweiundzwanzig	319
II. Dem Gold der Zeit entgegen, Miriam...	325
III. Die Gärten Jesses	334
Interpretation der Aurafarben	341

Einführung

Die Essener... ein Name, der Fragenden heute immer wieder begegnet. Seit der Entdeckung der Manuskripte vom Toten Meer ist er um die Welt gegangen, aber er hat mehr Fragen als Antworten hervorgerufen.

Wer waren die Essener? Trotz der jüngsten Arbeiten von Archäologen und anderen Forschern ist die offizielle Geschichte noch sehr sparsam mit Auskünften. Man spricht von einer mystischen Sekte, mit der zuweilen der Name Jesu in Verbindung gebracht wird. Was ist davon zu halten? Das vorliegende Buch bietet eine Antwort auf diese Frage – oder besser den Beginn einer Antwort, denn das Gebiet ist weit...

Die folgenden Kapitel sind nicht die Arbeit eines Historikers; sie sind ein Bericht, ein erlebtes Zeugnis. Kein wie auch immer geartetes Dokument wurde zu ihrer Abfassung herangezogen.

Der Verstand hält es natürlich für unmöglich, daß man der Vergangenheit auch außerhalb der traditionellen Forschungsmethoden nachspüren kann. Aber ist es vernünftig, den sich heute dem Menschen eröffnenden Horizonten Schranken zu setzen? Weichen die Grenzen des vorgeblich »Unmöglichen« nicht ständig weiter zurück?

Unsere Arbeitstechnik ist indes nicht revolutionär; sie basiert auf einer Methode, deren Ursprung sich im Dunkel der Zeit verliert und von den alten Ägyptern und den Mystikern des Himalaya ererbt wurde. Das vorliegende Buch ist die Frucht einer langen Lektüre der Akasha-Chronik.

Was ist die Akasha-Chronik? Man könnte sie das Gedächtnis des Universums nennen, aber das wäre zu vage. Das Wort *Akasha* stammt aus dem Sanskrit und bezeichnet ebenso wie Erde, Wasser, Feuer und Luft eines der Elemente, aus denen die Natur besteht. Alte Traditionen besagen, daß es sich um eine äußerst subtile Substanz handelt, um eine Energieform, die das ganze Universum durchdringt und die Eigenschaft besitzt, das visuelle und auditive Gedächtnis allen Lebens zu bewahren. *Akasha* wäre also so etwas wie die »Photoplatte« des Universums, eine Art »Videoaufzeichnungsanlage«, die von der Natur selbst installiert wurde und uns unter bestimmten Umständen das »Gedächtnis der Vergangenheit« enthüllt.

Die Konsultation dieser Chronik geschah außerhalb unserer physischen Welt im Verlauf einer Reihe von »Astralreisen« oder »Reisen außerhalb des Körpers«.

Diese Art Lektüre hat nichts mit sogenannten »spontanen Visionserlebnissen« zu tun. Sie setzt das langwierige Erlernen einer präzisen Methode voraus, das von einer spirituellen Arbeit an der eigenen Person begleitet wird. Tatsächlich ist, und diesen Punkt möchten wir betonen, eine Technik allein bei weitem nicht ausreichend. Sie ist nur das »Tüpfelchen auf dem i« nach einer langen Vorbereitung, das heißt nach einer Reinigung der verschiedenen Körper, die keine Gebrauchsanweisung ersetzen kann, denn ihr Ursprung ist Liebe.

Wer in der Akasha-Chronik lesen will, benötigt zudem die Erlaubnis der geistigen Wesen, in deren Obhut sie liegt. Die reinen Absichten der »Reisenden«, ihre Assimilationsfähigkeit werden überprüft; die entsprechenden Erkundungen dürfen nie ein persönliches Ziel verfolgen.

Der folgende Bericht führt uns zweitausend Jahre zurück in die Gemeinschaft der Essener in Palästina. Es ist nicht einfach, die Vergangenheit wiederzuerleben, und nicht immer war es uns angenehm, von uns selbst zu sprechen. Unsere Personen sind jedoch in diesem Zeugnis nur von relativer Bedeutung.

Durch unser Leben in der Bruderschaft der Essener und die Darstellung der entsprechenden Lehren wird oft von der Persönlichkeit und dem Denken Jesu sowie von Einzelheiten seiner Existenz und seiner Umgebung die Rede sein.

Wir wissen, daß manche der offenbarten Aspekte überraschen und sogar schockieren können, und wir sind uns der Verantwortung bewußt, die ihre Verbreitung mit sich bringt. Aber es ist an der Zeit, bestimmte Schleier zu heben.

Wir haben nicht den Anspruch, ausschließlich Neues zu bringen; aber wir wollen einen Stein mehr zu dem Gebäude beitragen, das am Entstehen ist.

Ebensowenig beanspruchen wir, alle auf diesem Gebiet bislang verborgenen Tatsachen zu berichten; der Zeitpunkt dafür ist noch nicht gekommen.

Ein weiterer Punkt scheint uns wichtig: nichts wurde, ganz gleich in welcher Absicht, romanhaft zum Positiven oder Negativen hin umgestaltet. Der Leser wird vielleicht über die vielen Einzelheiten bei Landschaften, Personenbeschreibungen und mündlichen Ausführungen erstaunt sein... Das astrale Gedächtnis besitzt eine große Treue, und die Augen der Seele nehmen intensiver wahr als die des Fleisches. Nichts wurde also nur »ungefähr« beschrieben. Wir haben uns immer bemüht, nah

am Erlebten zu bleiben und auch Reden möglichst wörtlich wiederzugeben.

Hinsichtlich des »Lesens« der Akasha-Chronik sei noch bemerkt: Die Szenen werden mit absoluter Klarheit wiedererlebt; die Worte werden in der damals gebräuchlichen Sprache wahrgenommen, aber unmittelbar verstanden – so, als ob wir ihrer mächtig wären. Der Eindruck des Erlebens war so stark, daß wir Gefühle und Wahrnehmungen hatten, die unserer gegenwärtigen Persönlichkeit fremd sind.

Man wird dieses Buch vielleicht für einen Roman halten oder einen mystischen Rausch. Wir können eine solche Einstellung nicht ändern. Wir haben es jedenfalls mit dem Herzen geschrieben, so, wie die Episoden sich uns fast zwei Jahre lang Tag für Tag einprägten. Und den Wesen des Herzens vertrauen wir es an!

Anmerkung: Auch wenn jeder der Autoren einen speziellen Teil dieses Buches verfaßt hat, wurde der überwiegende Teil der beschriebenen Szenen gemeinsam wiedererlebt.

Buch I

I. Zerah

Ich war damals gerade vier Jahre alt. Meine Eltern und ich wohnten in einem kleinen Dorf in Galiläa zwei Tagereisen zu Fuß nordöstlich von Jappa. Jappa, das war die Großstadt, das Abenteuer. Oft stand ich auf der niedrigen Mauer des Gartens, der unsere bescheidene Behausung umgab, und betrachtete die Kamelkarawanen, die gemächlich dorthin zogen.

Dies war eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Ich malte mir aus, wie die Händler auf einem Platz in der Stadt begannen, den geheimnisvollen Inhalt der gewaltigen, an den Seiten des Zaumzeugs befestigten Körbe auszapacken.

Ich hatte dieses Schauspiel nur einmal erlebt, aber es hatte mein kindliches Gemüt und meine Vorstellungskraft stark beeindruckt. Das fremdartige Leben in den hitzeglühenden Gäßchen, die Krambuden der Handwerker und Händler, der Geruch der Gewürze, das Lärmen des Viehs, das bunte Treiben im Hafen – all das war so ganz anders als das ruhige und geregelte Leben im Dorf.

Mein Vater war Töpfer und reiste nur selten nach Jappa. Und wenn, dann mußte ich ihn lange darum bitten. Er zog den immer gleichen Rhythmus seiner Töpferscheibe dem Geschrei der Händler vor.

Unbewußt ärgerte mich das ein wenig. Gab es in Jappa wirklich nichts anderes zu tun, als einmal im Jahr Korn zu kaufen? Meine Mutter versuchte manchmal, vernünftig mit mir darüber zu reden. Auch sie war völlig an das harte, einfache Landleben gewöhnt; schließlich hatte sie schon immer da gelebt, ebenso wie alle anderen Bewohner des Dorfes, das die Leute aus Jappa das »Dorf der Brüder« nannten.

Brüder von was? Ich wußte es nicht, aber mein Vater und die Bewohner der Nachbarhäuser sagten oft, daß wir alle Brüder seien und daß ich diese Bezeichnung in Ehren halten solle. Weiter gingen meine Fragen auch nicht; außer in jenen Zeiten unruhiger Neugierde, die dem erwachenden Geist der Kinder eigen ist, fühlte ich mich in unserer kleinen Gemeinschaft warm und geborgen.

Wie viele waren wir in diesen zusammengewürfelten Behausungen aus Lehm und Stein, die sich hoch an der Seite eines Hügels hinzogen? Einhundertfünfzig vielleicht oder höchstens zweihundert. Eine niedrige Mauer aus grauem Stein, die mir

damals wie ein Festungswall erschien, umgab unser Dorf; in Wirklichkeit war sie kaum höher als ein Meter. Wie um sicher zu sein, daß die Worte sich mir einprägten, wiederholte mein Vater mir immer wieder, daß sie die »heilige Umfriedung« sei und daß alles, was in ihrem Schatten weilte und wuchs, für uns geschützt und gesegnet war.

Jedes Haus des Dorfes war von ein paar Morgen Land umgeben, die den Bedürfnissen des Alltags genügten. Aber im Tal, auf beiden Seiten der Straße nach Jappa, bestellten wir alle größere Felder. Ich erinnere mich, daß wir gemeinsam dort arbeiteten. Niemandem fiel es ein, zu sagen:

»Das hier ist mein Land; deins ist dort.«

Jeder sagte:

»Das ist unser Land.«

Unstimmigkeiten gab es nur selten, denn jede Ernte wurde sogleich gerecht geteilt. Die Folge war ein großer Friede, und so liebte ich mein Dorf und seine Brüder von meinen ersten Lebensjahren an. Mir schien, als gäbe es ein Gesetz für uns, das die anderen – die Kaufleute und die Bewohner der Städte – nicht befolgten. Es war ein undeutliches Gefühl, das ich mir nicht erklären konnte.

Wenn ich mit meiner Mutter den engen Pfad hinunterstieg, der sich durchs Buschwerk wand, und wir das Dorf verließen, um ein paar hundert Meter weiter unten unsere Wasserkrüge zu füllen, entschwand unser Haus und das der anderen meinen Blicken. Nur ein paar grau- und ockerfarbene Würfel waren hinter Steineichen und Granatapfelbäumen zu erahnen.

Im Herzen unseres Dorfes war früher eine Quelle geflossen; aber die Natur schien sich anders besonnen zu haben, und so mußten wir mehrmals täglich die heilige Umfriedung verlassen. Für mich war es eine Art Spiel, meine Mutter zu begleiten; je nach Jahreszeit strolchte ich im Weinberg oder unter den Feigenbäumen umher.

Weiter unten, in der Nähe der großen Straße, erstreckten sich wie blaue und goldene Bänder die Felder mit Flachs und Getreide. Oft warf ich kleine Kieselsteine in ihre Richtung, wie um mir meine Kraft und meinen Wunsch zu beweisen, später dort zu säen und zu ernten.

So verwandelte sich die Last des Wasserholens in ein Spiel, und ich zweifelte nicht daran, daß der Krug ein paar Jahre später vom Kopf meiner Mutter auf meine Schultern wandern würde: aufgrund seiner Arbeit brauchte mein Vater immer sehr viel Wasser, und im Dorf gab es nur wenige Esel. Ein anderes Spiel bestand darin, meinem Vater zuzusehen, wie er mit wenig Erde

und viel Geschick Formen schuf. Aber dies war ein Spiel, das mich beunruhigte. Ich hielt die gekonnten Bewegungen seiner Hände und Füße für eine Art Magie. An seinem Lächeln und dem lebhaften Blick sah ich, daß er seine ganze Ehre in die Vollkommenheit des geringsten Stückes legte, das unter seinen Händen Leben gewann. Was er herstellte, war einfach und edel und für den täglichen Gebrauch bestimmt. Es waren die Teller, von denen wir aßen, die Krüge, in denen wir den Traubensaft gären ließen, und tausend andere Dinge.

Er arbeitete genug, um unsere kleine Gemeinschaft zu versorgen, und manchmal kaufte ein vorbeiziehender Händler ihm ein paar Näpfe und Krüge ab. Wenn einem Bruder des Dorfes ein Haushaltsgegenstand fehlte, gab mein Vater ihn ihm, und im Gegenzug arbeitete jener in seinem Weinberg oder führte eine Schreiner- oder Tischlerarbeit aus. So gab es einen ständigen Austausch, bei dem jeder sich wohl fühlte. Meine Eltern erzählten mir damals, dies sei eine Regel unserer Gemeinschaft und ein Teil unserer Kraft. Diese Erklärung verstärkte in mir das unbestimmte, aber mächtige Gefühl, »anders« zu sein.

Wenn ich mit Kindern meines Alters in den staubigen Gassen unseres Dorfes herumtollte, bemerkte ich oft Gruppen ernsthaft aussehender Männer und Frauen, deren Blick seltsam tief war. Nicht alle Gesichter waren mir vertraut, und mir wurde bald klar, daß unsere Gemeinschaft als eine Art Zwischenstation diente und fremde Brüder aufnahm, die lange gereist waren.

Die Ankunft solcher Besuche auf unserem Gebiet gefiel mir und erweckte stets meine Neugierde. Es war wie ein Ritual, eine süße Gewohnheit, die ich nie versäumen wollte. Sobald einer jener Neuankömmlinge mit der sonnenverbrannten Stirn und dem von den steinigen Wegen gekrümmten Rücken die Umfriedung unseres Dorfes überschritten hatte, lief ihm eine Schar von Kindern entgegen, zu der auch ich gehörte. Immer gab es dann ein oder zwei Frauen, die uns verscheuchten und den Unbekannten in einen kleinen Hof im Schatten einer Mauer oder eines wilden Weinstocks führten.

Dort zogen sie ihm wortlos die Sandalen aus, wuschen ihm die Füße, trockneten sie mit einem Leintuch und boten ihm eine Frucht an. Dies taten jedoch nicht nur die Frauen; oft habe ich Männer ebenso handeln sehen. Ich begriff sehr schnell, daß es keine »untergeordneten«, nur einer bestimmten Gruppe vorbehaltenen Aufgaben gab.

Der so erfrischte Gast hatte oft das Bedürfnis, sich mit ausgebreiteten Armen und dem Gesicht nach unten auf die Erde zu legen. Er schien den Boden mehrere Male zu umarmen, dann

erhob er sich. Nachdem man ein großes weißes Tuch auf seinen Kopf gelegt hatte, begleitete man ihn zu der Wohnung, die ihn aufnehmen sollte. Uns Kindern war es im allgemeinen nicht erlaubt, den auf die Ankunft eines Fremden folgenden Unterhaltungen beizuwohnen. Es wurde uns nicht direkt verboten, aber es war ein Regel, eine vollendete Tatsache, über die es keine Diskussionen gab und die ihre Gründe hatte.

Aber es ist immer reizvoll, eine verbotene Frucht zu kosten, und ich erinnere mich, daß es mir einmal gelang, mich im Schatten einer Tür zu verstecken, als wieder einmal einer jener ewigen Reisenden unsere Schwelle überschritt.

Ich sah, wie mein Vater ein Knie vor ihm auf den Boden setzte und die Arme auf der Brust verkreuzte, wobei er den rechten Arm über den linken legte. Dann neigte er den Kopf, und der Unbekannte legte ihm die Hand auf den Scheitel.

Dieses Schauspiel überraschte mich so, daß ich mich auf der Stelle davonmachte und in meiner Ungeschicklichkeit die Aufmerksamkeit der beiden Männer erregte. Am selben Abend kam mein Vater zu der kleinen Mauer, die meinen kindlichen Träumen als Zufluchtsort diente. Ein böiger Wind brauste durch die Feigenbäume und ließ die hier und da verstreuten Lichter einiger Öllampen zittern. Ich versuchte, langsam zu gehen, denn ich wollte nicht mit meinem Vater sprechen, den ich als Unterlegenen gesehen zu haben glaubte. Zu Hause stellte er mich auf eine riesige Truhe aus Holz und sah mir gerade in die Augen.

– Antworte mir, Simon: Wer, glaubst du, ist wichtiger, der Herr oder der Diener?

Ich verstand nicht, was er mir sagen wollte.

– Beide, fuhr er fort und betonte jede Silbe. Beide sind gleich wichtig, denn sie sind wie die zwei Hände eines einzigen Körpers, wie die zwei Augen eines einzigen Gesichtes. Sie sind der Wind und das Segel, das Schwert und die Scheide. Jedes ist nur die Hälfte von sich selbst, wenn das andere nicht existiert.

Ich begriff ihn immer noch nicht richtig; er schien es zu spüren, denn er drückte mich an sich. Dann fuhr er mit warmer Stimme fort:

– Simon, du mußt jetzt lernen, wie wir leben. Morgen bringe ich dich zu Zerah, dem Mann mit dem langen Bart, der in der Nähe des alten Brunnens wohnt. Er wird dir viele Dinge erzählen, über die du dich wundern wirst.

Über die Schultern meines Vaters hinweg sah ich, wie meine Mutter mich anschaute. Sie hatte sich im Halbdunkel auf eine kleine Matte gekauert und bereitete wie üblich das Essen für morgen vor: einen Weizenfladen und ein paar Oliven.

Eine Veränderung also! Mein kleines Leben, das monoton immer so weiterzugehen schien, bislang geprägt von dem Wunsch, Flachs zu ernten und hinter den Karawanen nach Jappa herzulaufen, konnte erschüttert werden! Ich hatte damals das flüchtige Gefühl, daß ich das Gesehene nie verstanden, daß man mir alles verborgen gehalten und daß man mich als ein Kind eingestuft hatte, wo mir doch das Recht zustand, zu wissen...

Am nächsten Tag weckte mich das dumpfe Gesumm der ersten Bienen. Meine Mutter, die bereits Wasser im Tal geholt hatte, wusch sich im Hof; das Surren der Töpferscheibe zeigte, daß mein Vater am Arbeiten war. Ich konnte meine Ungeduld kaum bezähmen, und einige Augenblicke später sprang ich mehr als ich ging an Büschen und Olivenbäumen vorbei zum »Haus am alten Brunnen«.

Zerah war ein alter Mann mit einem langen, grauen Bart, den die Sonne und die Jahre leicht rötlich gefärbt hatten. Natürlich hatte ich ihn oft bei meinen Spielen gesehen und wußte, daß viele ihm Achtung und Bewunderung entgegenbrachten. Die pergamentartige Haut seines Gesichtes wurde von langen Falten durchzogen, sein Blick war sanft und durchdringend zugleich, seine Worte bald rätselhaft, bald klar. Er war einer jener verehrungswürdigen Greise, deren Porträt die Händler oft in ihren Geschichten zeichneten.

– Friede sei mir dir, Josche, begrüßte er meinen Vater, der mich vor sich herschob. Ich wußte, daß es nicht lange dauert, bis du mir diesen da bringst.

In einem langen, ehemals weißen Leinengewand stand Zerah an der Schwelle seines Hauses und streckte mir die Arme entgegen. Er nahm mich bei der Hand, und ich war so beschäftigt mit seiner großen schwieligen Faust, daß ich gar nicht bemerkte, daß mein Vater uns nicht in das angenehm kühle Dunkel der Behausung gefolgt war. Die Bleibe des Alten schien mir noch kärglicher als die unsre, obwohl diese doch schon nur das Nötigste enthielt. Im einzigen Raum erblickte ich im warmen, staubigen Licht eines winzigen Fensters nur zwei oder drei Matten und ein paar Utensilien, die auf der festgestampften Erde lagen.

Ruhig bedeutete Zerah mir, ich solle mich setzen; er selbst nahm mit untergeschlagenen Beinen mir gegenüber Platz. Im Halbdunkel blieb mir gerade Zeit, an der Wand hinter ihm eine Art Stern mit acht gleich langen Spitzen wahrzunehmen. Ich wunderte mich nicht, denn wir besaßen den gleichen.

– Simon, du bist nun alt genug, um zu erfahren, was du hier tust und wer wir sind. Hör mir gut zu: Hast du schon einmal unsere Kleider betrachtet?

– Ja, erwiderte ich sofort, unsere Gewänder sind weiß, sie sind nicht so wie die in der Stadt; außerdem kratzen sie auf der Haut, aber mein Vater sagt, daß wäre gut so und würde mit der Zeit vergehen.

Zerah schmunzelte leise und fuhr dann fort:

– Das Problem ist nicht, daß sie kratzen, sondern daß sie von denen der anderen verschieden sind. Die Gewänder der Männer und Frauen, die dem Gesetz der Stadt folgen, oder die der Soldaten sind blau, gelb, rot . . . Sie haben alle möglichen Farben. Es ist gut, daß du es bemerkt hast. Weißt du auch, warum das so ist? Weil die Menschen von Jappa nicht die gleiche Sprache sprechen wie wir, sie sprechen nicht die sanfte Sprache . . .

– Aber ich verstehe sie doch! antwortete ich ungestüm.

– Du verstehst ihre Worte, aber du wirst bald erfahren, daß du nicht ihr Herz hörst und daß du dich zwingen mußt, zu ihnen zu gehen. Das ist das Schwierige; denn wenn du auch den Pulsschlag ihres Lebens hören möchtest, so werden sie nicht oft den deinen hören wollen. Aber du bist nicht gekommen, um bittere Worte zu hören, Simon, du bist hier, um sehen und denken zu lernen.

Du weißt schon seit langem, daß wir nicht so leben wie die Menschen in den Städten und wie die Händler mit den Kamelen; du sollst jetzt wissen, weshalb . . . Stell dir ein riesiges Flachsfeld vor, das die Mitglieder einer Familie unter sich aufteilen. Jeder heiratet und bekommt viele Kinder: da sind die Nachkommen von Joseph, die von Saul, von Jakob und viele andere. Es sind so viele, daß sie sich bald nicht mehr kennen und sich befehlen. Einige verlieren dabei ihr Stückchen Land und müssen, um zu überleben, die anderen um Asyl bitten, das diese widerwillig gewähren.

Die ganze Erde ist diesem Flachsfeld vergleichbar; wir in diesem Dorf und in ein paar anderen sind wie die Überlebenden eines vergangenen Krieges, in dem wir die von unserem Vater verteilten materiellen Güter verloren haben. Wir sind im Exil bei Verwandten, die unsere gemeinsame Herkunft vergessen haben. Wir sind die Überlebenden einer Epoche, in der die Sonne ihr Gesicht nicht so zeigte wie heute, in der ihre Strahlen jedoch mehr die Herzen erwärmten. Wir sind der Stachel in der Ferse eines Riesen. Sieh mich nicht so an, du wirst es bald verstehen.

Zerah hielt ein paar Sekunden inne; sicher hatte er meine Verwunderung bemerkt. Er legte mir die Hände auf die Schultern und fuhr dann fort:

– Du mußt wissen, daß wir nicht zu denen von Abraham und Jakob gehören, Simon. Unsere Väter haben sich vor vielen Mon-

den getötet . . . Es ist länger her, als du dir vorstellen kannst. Sieh dir den Stern genau an, der hinter mir hängt; er ist eines der Symbole unseres Volkes. Du wirst ihn auf dieser Erde bei all jenen finden, die beim Sprechen die Hand auf ihr Herz legen. Dies ist ein Zeichen, das du kennen mußt. Es gibt viele andere, von denen du später erfahren wirst.

Viele Völker leben in diesem Land; ich sage nicht, daß wir das beste von ihnen sind, aber unser Vater im Geiste hat uns ein Wort gegeben, und wir haben es bewahrt, ohne ein Jota wegzulassen oder hinzuzufügen. Zu seinem und zum Ruhm aller deiner Menschenbrüder solltest du es hören und wiederholen können. Dann wirst du wie alle hier im Dorf das Recht haben, das lange weiße Gewand zu tragen, und du wirst die Sprache der Sanftheit sprechen . . . und durch sie heilen.

– Ich soll heilen?

– Ja, du wirst heilen, wie viele von uns, die den Eid abgelegt haben. Aber du wirst nicht nur die leidenden Körper behandeln, du wirst die Seelen heilen wollen . . .

– Die Seelen? Was ist eine Seele?

– Die Seele, Simon, ist . . . sie ist jene große Kraft, die in dir wohnt und dir erlaubt, jeden Morgen etwas Ähnliches zu sagen wie ›Das bin ich, und ich heiße Simon‹. Sie ist die Flamme, die dich Nacht für Nacht verläßt und sich in einem Land ergeht, aus dem sie Träume und anderes mitbringt. Es ist das Land, in dem es keine Grenzen gibt und wo . . .

– Aber ich habe diese Flamme noch nie gesehen!

– Du wirst lernen, sie zu sehen, und ich versichere dir, du wirst sie sogar berühren können.

Ich verstand kaum, was die warme, gedämpfte Stimme Zerachs mir sagte, aber ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß er eine Tür nach der anderen vor mir öffnete . . . Es war, als ob er ein Häuflein Asche bewegen und die kleine vergessene Flamme, deren Namen er ausgesprochen hatte, wieder zum Leben erwecken würde.

– Und wieso kann eine Flamme krank sein? fragte ich und riß die Augen auf.

– Sie wird krank, wenn sie sich zu weit von dem Feuer entfernt, aus dem sie hervorgegangen ist. Merk dir das gut, Simon. Dann verbrennt sie alles, was sie berührt, anstatt es zu erwärmen. Es ist einfach, nur wir komplizieren alles.

Zerah griff dann nach meinem linken Handgelenk und befestigte mit geschickten Bewegungen eine feine schwarze Kordel daran – Zeichen des Schatzes, den er mir anvertraute, und des Gebäudes, dessen Grundstein er soeben gelegt hatte.

II. Das Purimfest

Die Monate vergingen; aus ihrem gleichförmigen Verlauf hoben sich nur die häufigen Besuche bei Zerah ab.

Der alte Mann vom »Haus am Brunnen« schien mich unter seinen Schutz genommen zu haben und unterhielt sich mit mir nicht mehr wie ein Lehrer, sondern wie ein Großvater, der zu seinem Enkel spricht. Das Zusammensein mit ihm wurde zu einem Bedürfnis und seine bescheidene Bleibe zu einem zweiten Zuhause.

Meine Eltern beobachteten nur aus der Ferne, wenn ich zu ihm ging, doch redeten wir nie darüber. Aber ihre Blicke sagten mir, daß die Besuche ihnen nicht mißfielen.

Mein Vater sprach weniger von der Feldarbeit und bestand eher darauf, daß ich beim Formen und Kneten des Tons zusah. Und meine Mutter entschied, daß ich von nun an Hände und Füße waschen sollte, bevor ich das Haus betrat. Diese Forderung empörte mich nicht – im Gegenteil: ich fühlte mich geschmeichelt.

Mein Vater und seine Freunde, die vielen Fremden, der alte Zerah und alle, die das lange weiße Gewand trugen, taten dies seit jeher. Mir schien, daß ich durch diese Verpflichtung von den Erwachsenen akzeptiert wurde und ein Geheimnis mit ihnen teilte. Meinen Spielkameraden erzählte ich nie davon.

So verbrachte ich meine Zeit zwischen Zerah, der Töpferscheibe meines Vaters und... den Mandelbäumen, die ich von Jahreszeit zu Jahreszeit blühen und wachsen sah. Aus irgendeinem Grund beteiligte ich mich nur selten an den Spielen der Kinder meines Alters; einzig Miriam, die Tochter des Webers, teilte meine Träumereien unter dem Zitronenbaum, den ich zum Gefährten gewählt hatte, weil er einen ausgezeichneten Beobachtungsposten für die Straße nach Jappa darstellte.

Miriam hatte lange, widerspenstige rote Locken, und in ihrem Verhalten lag eine gewisse Wildheit; immer trug sie ein weites Gewand in verwaschenem Ocker. Ich hielt sie ganz selbstverständlich für »die Kleine«, obwohl ich doch kaum älter war als sie. Meine Einstellung änderte sich, als ich eines Tages zufällig sah, wie sie Füße und Hände reinigte, bevor sie ein Haus betrat. Also wußte auch sie etwas! Vielleicht ging sie genauso zu Zerah

wie ich? Ich konnte es mir nicht verkneifen, sie danach zu fragen.

– Nein, Simon, mein Vater möchte, das ich das tue. Er sagt, unser Haus und wir selbst seien wie Tempel, in denen eine kleine Flamme brennt, und deshalb müßten wir uns sauber halten...

Er hat recht, ich habe diese Flamme schon einmal gesehen, sie leuchtet wie die Sonne.

Mein Blick erforschte die Tiefen ihrer grauen Augen. Sie schienen ernst und spöttisch zugleich, und ich hatte nicht den Mut, weiter zu fragen.

Also hatte sie, die »Kleine«, schon gesehen, was der alte Zerah mir an vielen Vormittagen beschrieben hatte. Ich hatte ihm zugehört, ohne weiter nachzudenken, so, als ob er schöne Fabeln aus vergangenen Zeiten erzählte, von denen ich viele zu kennen glaubte... Aber in Wirklichkeit wußte ich nichts, denn ich hatte die Flamme nicht gesehen, während Miriam...

Ohne daß ich etwas einwenden konnte, hatte sie mich bei der Hand genommen und führte mich über die staubigen Pfade des Dorfes zur Behausung ihrer Eltern, die die Farbe der Erde hatte und mehr schlecht als recht an einen mit Flechten bewachsenen Felsen gebaut war.

– Schau, wisperte sie mir ins Ohr, während sie mit dem Finger auf eine der Mauern aus getrocknetem Schlamm zeigte.

Nach ein paar Schritten entdeckte ich eine kleine Nische, die in das Mauerwerk des Hauses eingelassen war und von einem Busch halb verdeckt wurde; in einen Stein war etwas eingraviert, das für mich so aussah wie der Stern Zerahs.

– Das ist also deine Flamme? murmelte ich ein wenig enttäuscht.

– Pscht! Schau!

Ich sah, wie Miriam ein Schälchen aus geschwärztem Metall an sich zog, aus dem noch ein zarter weißer Dunst stieg.

Wortlos hob sie einen flachen Stein am Ende der Nische auf und brachte ein anderes Behältnis zum Vorschein, das eine Art grob zerstoßenes Pulver und getrocknete Blätter enthielt. Sie nahm eine Prise davon und gab sie in den ersten Tiegel. Mit einem leisen Knistern stieg dichter, bläulich-weißer Rauch spiralförmig aus ihm auf und erfüllte die Luft mit Wohlgeruch.

Ich kannte diesen Duft, er hing oft über den Gassen unserer Gemeinschaft. Für mich war er wie die unsichtbare, aber durchaus lebendige Präsenz eines jener Wesen, die das Universum bevölkern. Sein Duft vermischte sich mit dem der Akazienbäume und des Korianders.

– Das ist doch Weihrauch, sagte ich, der alte Zerah kauft ihn für uns alle bei den Kameltreibern, die aus dem Land der roten Erde¹ kommen. Es liegt sehr weit weg hinter den Bergen, dort, wo der große Fluß ist . . . Das ist also deine Flamme!

– Es hilft, sie zu sehen . . . Mein Vater hat gesagt, ich müßte mich jeden Tag einige Zeit ruhig hinsetzen und mit geschlossenen Augen den Duft einatmen . . . so, als würde ich alle Düfte der Welt in mich aufnehmen. Also habe ich es getan, und eines Tages habe ich die kleine Flamme gesehen; sie war blau, ganz blau, und stand zwischen meinen beiden Augen. Sie strahlte und strahlte und ist schließlich so groß geworden, daß ich aufhören mußte, sie anzusehen.

Miriam schwieg; wir blieben noch lange dort und betrachteten die zarten Bänder, die über unseren Köpfen schwebten.

Erst da wußte ich, daß die Worte meines alten Freundes keine Fabeln waren. Die kleine Miriam vom Zitronenbaum hatte es mit der Hand auf dem Herzen gesagt.

Als Kind und auch später als Erwachsener behielt ich diesen Augenblick als den Zeitpunkt meiner Geburt im Gedächtnis, als den Moment, in dem der kleine Funke, der über mein ganzes Leben entscheiden sollte, in die Welt gekommen war . . .

Dies geschah am Vorabend des Purim², und ich erinnere mich noch genau an die Geschäftigkeit der Brüder unseres Dorfes, die mit ihren Flachs Bündeln auf den Schultern den schmalen Pfad hinaufstiegen. Sie sangen ein seltsames Lied in einer mir unbekannt Sprache.

Es war auch der Tag, an dem Neuankömmlinge sich bei uns einrichteten: eine dreiköpfige Familie, deren Kind, ein Junge, etwa im gleichen Alter zu sein schien wie ich. Der Mann war sehr viel älter als die Frau, und aus seinen Gesichtszügen sprachen Autorität und die Gewöhnung an die harte Arbeit unter der heißen Sonne Galiläas. Er arbeite mit Holz, hatten meine Eltern mir gesagt, und wurde oft zu anderen Brüdern in die Dörfer jenseits der Hügel gerufen, um ihnen beim Bau ihrer eigenen Häuser oder bei der Errichtung von Hospizen für die Kranken zu helfen.

Miriam und ich bemerkten sofort, daß ihm große Verehrung entgegengebracht wurde. Sogar der alte Zerah war vor ihm gesehen worden, hatte das Knie gebeugt und die Hände vor der Brust gekreuzt. Zerah war auch der erste gewesen, der ihnen

1 Ägypten.

2 Fest im 12. Monat des israelischen Kalenders (Februar/März) zur Erinnerung an die Errettung der persischen Juden durch Esther.

entgegengeeilt war, als sie die heilige Grenze unseres Dorfes überschritten. Zum Willkommen hatte er ihnen vor dem ganzen Dorf den dreifachen Bruderkuß gegeben. Diese Geste wurde als bedeutsam angesehen: Zerah, den die Last des Alters drückte, bewegte sich nicht unnötig.

Auch die Frau unseres neuen Bruders rief große Ehrerbietung hervor: kaum hatte sie unser Dorf betreten, als meine Mutter mit ein paar Freundinnen auch schon herbeilief, um ein großes Tuch aus weißem Linnen vor ihr auszubreiten, auf das sie die Füße setzte.

Die Unbekannte mit dem feinen ovalen Gesicht war noch sehr jung: die Aufmerksamkeit schien sie verlegen zu machen, und sie stammelte ein paar Worte, als ob sie sich entschuldigen wollte.

Zerah, zu dem ich gleich hinübergelaufen war, erzählte mir, sie sei »Taube«¹ in einem großen Tempel gewesen. Sie hatte dort ein sehr reines Leben geführt und das Geheimnis und die Riten einer alten Tradition unseres Volkes bewahrt.

Miriam und ich waren beeindruckt. Unsere kindliche Neugier fand schnell heraus, daß die beste Möglichkeit, noch mehr Wunderbares über sie zu erfahren, darin bestand, ihren Sohn zu befragen.

Aber wir mußten unser Vorhaben auf den folgenden Tag verschieben, denn Joseph – so nannten ihn alle – wurde von den Brüdern, die sich um ihn drängten, ganz und gar in Beschlag genommen.

Miriam konnte sich einen Ausruf des Erstaunens nicht versagen, als sie sah, daß einer von ihnen den Boden vor ihm küßte. Die Geste schien Joseph zu mißfallen; jedenfalls verwirrte sie ihn, denn wir sahen, wie er einige Schritte zurückwich und den Blick dessen, der ihn so geehrt hatte, aufmerksam studierte.

»Ehli um«, sagte er halblaut, »El com...«

Dann versteckte er den Kopf im Mantel seines Vaters und blickte auf den Staub zu seinen Füßen.

Der folgende Tag versprach angenehm zu werden, und obwohl wir das Purim nicht feierten, hatte ich mir vorgenommen, zur Straße hinabzugehen und die lange Prozession der Gläubigen auf dem Weg ins nächste Dorf zu bewundern.

Beim ersten Schein der Morgendämmerung verließ ich meine Matte. Ich ließ den großen Mantel fallen, in den ich mich jeden Abend einrollte, zog den Gürtel meines Gewandes fest und stieg barfuß den abschüssigen Pfad hinab.

1 Vestalin.

Unten waren schon viele kleine Gruppen unterwegs, die es recht eilig hatten, zum Tempel zu kommen. Man lief hinter Maultieren und Eseln her, Trompeten erklangen – ein buntes Völkchen, das glücklich war, im Tempel ein Opfer darbringen zu können.

– He, Kleiner, kommst du nicht mit? rief ein junger Mann im gestreiften Gewand mir lachend zu.

– Laß ihn, siehst du nicht, daß er ein Nasiräer¹ ist?

Ein anderer war dazwischengekommen und zog seinen Gefährten fort, der mich nun leicht verächtlich ansah.

Ein Nasiräer? Aber nein, ich war kein Nasiräer . . . Und warum sahen mich alle so an?

Wie festgewachsen blieb ich am Rande der Straße nach Jappa stehen und wagte nicht mehr, der freudig gestimmten Menschenkolonne entgegenzulächeln.

Als ich mich wieder auf dem steilen Fußweg zum Dorf befand, von dem ich durch Feigen- und Olivenbäume im Moment nur ein paar stufenförmige Terrassen sah, kamen mir die Worte des alten Zerah wieder in den Sinn, die wie ein Leitmotiv waren: »Simon, du mußt wissen, daß wir nicht zu denen von Abraham und Jakob gehören.«

Zerah saß übrigens gerade oben an der Stelle, wo der Pfad in die Umfriedung einmündete, auf der niedrigen Mauer und sah mir zu, wie ich atemlos den Hügel hinaufstürmte.

– Zerah, brach es aus mir heraus, sobald ich in seiner Nähe war, ist es wahr, daß ich ein Nasiräer bin?

– Wer hat dir das gesagt, Simon? Die von unten? Du bist kein Nasiräer, aber es wäre keine Schande, wenn du einer wärst. Sieh, oft verstehen die Menschen aus der Stadt und vom Land ringsum nicht die, die anders denken als sie und dem Vater nicht denselben Namen geben. Komm, setz dich . . . Du mußt mir jetzt zuhören und gut aufpassen.

Mit einem Satz sprang ich auf die Mauer, die die ersten Sonnenstrahlen zu wärmen begannen. Durch die Worte meines alten Freundes hatte ich auch meine Heiterkeit wiedergefunden.

– Sie bezeichnen alle, die behaupten, nicht von Abraham und Moses abzustammen, als Nasiräer. Für sie ist es das gleiche, als würden sie ›Ketzer‹ oder ›Unreine‹ sagen. Später wird man dir

1 Die Nasiräer waren Angehörige des jüdischen Glaubens, die sich, meist für begrenzte Zeit, zum Gelübde des Nasiräats verpflichtet hatten: sie durften keinen Wein trinken, sich die Haare nicht schneiden und keinen Toten berühren. (Anm. d. Üb.)

noch andere Namen geben. Du wirst oft ›Nazarener¹ hören, aber auch das ist falsch. Der wahre Name, der einzige, der dir zusteht und auf den wir alle Anrecht haben, ist ›Essania², was in der Sprache unseres Volkes ›Kinder der Sonne‹ bedeutet. Aber dieser Name wird dir nicht oft zu Ohren kommen, denn nur wenige kennen ihn. Die Leute aus Jerusalem sagen ›Nazarener‹, weil das für sie verschiedenes bedeutet: etwa sich nicht die Haare zu schneiden, oder die Gebetsschnur mit den 108 Perlen am Hals zu tragen...

– Warum haben wir eigentlich so lange Haare, Zerah?

– Zur Erinnerung an eine Zeit, in der die Söhne des Vaters, die von den Sternen, uns den Weg gewiesen haben... Aber ich kann dir jetzt nicht mehr darüber sagen.

Aus dem Tal unten kam ein langgezogener, tiefer Ruf, der sich mehrmals wiederholte. Es war der Bruder Hirte, der seine Tiere sammelte und seinen Abmarsch anzeigte. Auch ich wurde an die Zeit erinnert und half Zerah zu seinem Haus zurück.

Beim alten Brunnen sah ich, daß Miriam schon dort war; sie saß auf dem Boden und sprach mit Joseph, unserem neuen Freund von gestern abend.

Ich verabschiedete mich von Zerah, der mir lächelnd verzieh, und eilte zu den anderen.

– Meine Mutter ist meine Mutter, sagte Joseph rätselhaft und langsam und betonte jedes Wort. Mein Vater hat mir einmal gesagt, sie sei ›Taube‹ in einem großen Tempel unseres Volkes gewesen. Auch ihr Vater war Hohepriester in diesem Tempel; das war in Jerusalem, ich glaube, im Tempel des Lichts und der Brüder in Weiß³. Niemand durfte sie berühren, und es war ihr verboten, die Füße auf den Boden zu setzen.

Obwohl die Stimme Josephs sehr sanft war, hallte sie über den ganzen Platz; seine hellblau strahlenden Augen, die sich vom matten Teint des Gesichtes wie Perlen abhoben, lachten.

Wie Nasiräer oder Nazarener trug auch er langes Haar; es schimmerte wie kastanienbraunes Kupfer und fiel in feinen

1 Auch: Nazoräer, Nazaräer. Der Beiname Jesu, meist in Zusammenhang gebracht mit seiner angeblichen Heimatstadt Nazareth, bezeichnet nach Epiphanius von Salamis (315–403 n. Chr.) in der Form »Nasaräer« eine vorchristliche jüdische Sekte, die wie die Essener Fleischgenuß und Tieropfer verwarfen. Nach Plinius d. J. und Flavius Josephus lebte die Sekte der Nazarener schon mindestens 150 Jahre vor Jesus an den Ufern des Jordans und am östlichen Ufer des Toten Meeres. »Nazaräer« ist von dem aramäischen Wort »nazar« abgeleitet, das »wachen«, »beobachten«, »bewahren« bedeutet, im übertragenen Sinne »sich für den Dienst Gottes verpflichten«. (Anm. d. Üb.)

2 Heute »Essener«.

3 Der Heliostempel.



Anne Meurois-Givaudan, Daniel Meurois-Givaudan

Essener Erinnerungen

Die spirituellen Lehren Jesu

Gebundenes Buch, Pappband, 344 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7205-6008-5

Kailash

Erscheinungstermin: Februar 2007

Auch heute ranken sich noch viele Geheimnisse über die Geschichte, Herkunft und religiöse Ausrichtung der Essener, die vor mehr als 2.000 Jahren als asketische Ordensgemeinschaft in Palästina lebten. Die Autoren Anne und Daniel Meurois-Givaudan beantworten all die ungelösten Fragen über die Essener, indem sie romanhaft davon erzählen, wie sie auf ihren Astralreisen den Alltag der Essener zur Zeit Jesu erleben konnten und mehr über die Bedeutung der Essener bei der Vorbereitung der Mission Christi erfahren durften. Ein einzigartiges Dokument einer längst vergangenen Zeit, die durch dieses Buch wieder lebendig wird.